

Ausgewählte Novellen

Ompteda, Georg

Stuttgart, 1923

Quasselkopp

Quasseltopp

Herr Brenner blickte hinaus auf das wie ein blaues Tuch daliegende Meer. Keine Welle regte sich, nur unterhalb des Laubenschießplatzes schlug leise die Brandung an. Es war ein warmer Märztag. Vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne herab wie in Deutschland im Sommer. Und an Deutschland dachte Herr Brenner. Die Post war eben gekommen. Sie brachte gute Nachrichten: neue günstige Geschäftsabschlüsse. Herr Brenner steckte sich bedächtig eine Zigarette an. Dann ging er langsam durch die Anlagen um das Kasino, bewunderte das Immergrün, die Blumen, die Palmen, die Nadelhölzer der wunderbar gepflegten Anlagen, die von dem guten Geld aller Herren Länder, das in die Spielbank floß, unterhalten wurden.

Herr Brenner lächelte. An ihm verdiente die Bank nicht viel. Er war ein gefeierter Junggeselle, noch in den besten Jahren, wenn auch das braune Haar bereits mit weißen Fäden sich zu durchziehen begann. Auf seiner alljährlichen Reise nach Italien, wo er — eine kleine Schwäche — vorgab, in die Frührenaissance sich zu vertiefen, von der er nichts verstand, berührte er auch jedesmal Monte Carlo, denn er liebte es, schöne Kleider zu sehen, noch mehr, was aber darinnen steckte.

Bekannte traf er immer. Entweder seinen Freund, Mittelmeister außer Dienst König, oder den Papiergroßunternehmer

Lippisch, oder den Ökonomierat Bergemann. Er saß mit ihnen im Café de Paris, und die braven Deutschen fühlten sich dann sozusagen als Pariser Schlemmer, trugen abends Frack und aßen ausgesucht Bestelltes, als verstünden sie etwas davon, während sie doch bloß dem Wink des Kellners folgten.

Herr Brenner blies den grauen Rauch seiner Zigarette in die flimmernde Luft hinaus und machte den Rücken krumm wie eine Katze in der Sonne. Er dachte an die Märzstürme daheim und beschleunigte unwillkürlich den Schritt, als müsse er schnell gehen, weil ihn fröre in seinem Sommeranzug.

Drüben lag die Stadt Monaco mit dem alten Schloß, wie ein Räuberneß auf steil abfallendem Felsen in die See hinausgeschoben. Er hatte das Bild oft gesehen, aber da er rechts ein wenig kurzichtig war, klemmte er sein Einglas ins Auge; mit einiger Mühe, denn die Scherbe trug er nur hier.

Es war zwei Uhr, das Spiel also schon zwei Stunden im Gang. Sollte er hineingehen? Um sechs mußte er Frack anziehen und um sieben zum Diner, abends natürlich in die Spielsäle. Er zögerte, dann schritt er um das Kasino herum, das in seinem weißen Aufbau wie ein Feenpalast vor ihm lag, eilte jugendlich lebhaft die Stufen hinan, ließ die Eintrittskarte sich erneuern und ging durch die Vorhalle, den Säulengang, in die Spielsäle.

Schon von weitem hörte man Klimpfern, das Herumschwirren der Roulettes und das Klappern der Kugeln, die Rufe der Croupiers. Nun lagen die hohen Säle vor ihm in ihrer Pracht, die doch schon verblichenen Geschmaç verriet. Eine Menge Menschen saßen und standen um die Spieltische, gleich einem Wespenschwarm, der sich traubenartig irgendwo festgesetzt, die Köpfe nach innen. Nur hier und da sah

man ein Stück grünes Tuch, wie etwa der Spiegel eines Alpensees durch dichte Kiefern schimmert. Lange, vergoldete Ketten, die Lampen tragend, hingen von der Decke.

Herr Brenner spähte aus nach seinen Freunden, aber er entdeckte kein bekanntes Gesicht. Nun setzte er sich auf einen der Divans und betrachtete vom sicheren Hafen aus das Kommen und Gehen am nächsten Spieltisch.

Es war noch nicht die Fülle wie in späteren Stunden. Die beiden Croupiers, Herrn Brenner gegenüber, arbeiteten mit einer gewissen Lässigkeit. Hier und da lief über die Züge des einen, eines jungen Menschen mit brauner Gesichtsfarbe und schwarzem Schnurrbärtchen, ein Lächeln, wenn er, durch kurzes Wimpernzucken, einen alten Bekannten begrüßte. Die Stühle um den Tisch waren voll besetzt. Dahinter stand zu dieser Stunde nur eine Reihe Spieler, die über die Schultern der Sitzenden hinweg ab und zu nach dem Rechen griffen, um ihr Geld auf die richtige Nummer zu schieben.

Herr Brenner genoß das Vergnügen, zuzusehen, wie andere zitterten um ihre paar Goldstücke, während ihn selber die Geschichte nichts anging. Da fiel sein Blick auf eine kleine Dame, die ihm den Rücken fehrte, tadellos gewachsen, tadellos gekleidet. Er war gespannt, welche Enttäuschung ihm bevorstünde, wenn sie sich umdrehte und er etwa in die Schleieraugen einer Nachteule sähe. Aber je länger er sie betrachtete, desto mehr kam er zur Überzeugung, sie konnte eine Nachteule nicht sein. Plötzlich trat sie zurück, in der linken Hand ein längliches Täschchen aus weißem Leder mit Goldbügel an einer goldenen Kette.

Er erschrak beinahe, so hübsch war sie. Schwarze Augen, ein kleiner Mund, die Hautfarbe vielleicht ein wenig dunkel. Herrn Brenners Welt- und Lebemannskenntnisse waren sich

sofort darüber klar: eine Pariserin. Ihre Wangen waren etwas geröthet. Geschminkt? Aufregung des Spiels? Hatte sie verloren? Sie öffnete das Täschchen, schloß es aber gleich wieder, indem sie schmerzlich die Augenbrauen in die Höhe zog. Es war offenbar nichts mehr darin. Kurz vor dem Divan machte sie Halt. Als sie keinen Platz fand, wollte sie weitergehen.

Sofort erhob sich Herr Brenner. Sie dankte kaum und setzte sich.

Herr Brenner strich in kleineren oder größeren Kreisen um den Divan herum. Er war nicht sicher, konnte man die anreden oder nicht. Schmuß trug sie nicht. Entweder war sie zu vornehm, um hier damit zu prunken, oder — und nun lächelte er überlegen — sie hatte alles verseht. Und seine Kreise wurden immer enger.

Da fügte es der Zufall, daß eine alte Dame, deren Unterlippe immer zuckte, als betete sie, aufstand und offenbar in einer Erleuchtung, die ihr die rechte Nummer gezeigt, an einen der Spieltische stürzte. Sofort schoß Herr Brenner auf den leer gewordenen Platz. Er lehnte sich zurück, um die kleine Dame besser betrachten zu können. Aber nun lehnte sie sich auch zurück. Er beugte sich vor, und sie beugte sich gleichfalls vor. Am liebsten hätte er sie einfach angesprochen, doch er fiel nicht auf die erste beste herein, er war Menschenkenner.

Da geschah etwas, das alle in ihm aufsteigenden Bedenken zunichte machte. Er sah einen kleinen glitzernden Tropfen in dem dunklen Augenwinkel, der herabrollte, dann auf ihren Schoß als Kugel niederfiel. Herr Brenner hatte den Flug des Schmerzensgeschosses beobachtet, und als die Kugel einschlug, war es ihm, als träfe sie ihn mitten ins

Herz. So fragte er französisch, ob sie Kummer hätte. Sie öffnete ihr reizendes Täschchen. Herr Brenner schielte sich die Augen aus dem Kopfe, um den Inhalt zu entdecken. Er entdeckte ihn nicht, es war wirklich nichts darin.

Sie ließ den Bügel wieder zuflappen, und ein schmerzliches Zucken ging um ihren kleinen Mund. Dann nahm sie ihr winziges Spitzentüchlein und preßte es an die Augen. Das war zuviel: Herr Brenner zog seine Weste herunter, schob den Schlips zurecht und begann französisch, das er so ziemlich beherrschte:

»Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich eine Dame nicht weinen sehen kann!«

Da überzeugte sie ihn, daß sie in der That Französin sei, denn sie antwortete in ihrer Muttersprache:

»Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr!«

Sie kamen ins Gespräch und er hielt eine Rede über Tränen im allgemeinen und über den kleinen, regenbogen-schimmernden Perltropfen, der ihn vorhin fast ins Herz getroffen, im besonderen.

Da blickte sie ihn zum ersten Male an mit ihren großen schwarzen Augen, in denen, wie Herr Brenner bemerkte, Aufrichtigkeit, ja Treue lag:

»Ich will Ihnen etwas gestehen. Ich würde es nicht dem ersten besten sagen, aber Sie sind ein würdiger Mann,« — bei dem ‚würdig‘ zuckte Herr Brenner zusammen — »ich will Ihnen mein Unglück erzählen.«

Sie schien zu zögern, es hier zu tun, wo man rechts und links lauschen konnte. Da machte er den Vorschlag, in den Anlagen spazieren zu gehen, dort könnten sie ohne Zögern sprechen. Angesichts des blauen Himmels, des sich in Weiten verlierenden Meeres, der warmen Sonne gewann sie Mut

und erzählte ihm ihr Leid — eine rührende Geschichte, die ihrem Begleiter tief in die Seele schnitt.

Sie hatte gegen den Wunsch ihrer Pariser Familie geheiratet. Aber was fragte sie danach, da es doch aus Liebe geschehen. Sie hatte mit ihrem Mann eine kleine Reise an die Riviera gemacht . . . Er hatte gespielt, verloren, sich drahtlich Geld schicken lassen, wieder verloren. Sie waren am Bettelstab, er war entflohen, hatte sie, die arme kleine Frau, sitzen lassen und sich vielleicht in Nizza erschossen oder in Ventimiglia von den Felsen ins Meer gestürzt.

Da er ihr nicht einmal genügend Geld gelassen, um Paris zu erreichen, und sie sich schämte, nach Haus zu schreiben, hatte sie eben in ihrer Verzweiflung mit dem bißchen, das ihr geblieben, den Versuch gemacht, wenigstens die Reisekosten zu gewinnen. Vergeblich, sie hatte alles verloren.

Und wieder öffnete sie mit starrem Entsetzen die reizende kleine Tasche, aus der ihm das Nichts entgegengähnte. Wäre es nicht zu roh gewesen, er hätte ihr ein paar Banknoten hineingesteckt. So streifte er es wenigstens, in zarten Worten. Zuerst wollte sie nichts davon wissen, aber plötzlich streckte sie ihm die Hand entgegen:

»Gut, ich nehme an. Geben Sie mir Ihre Adresse, ich lasse es Ihnen von Paris aus schicken.«

Er überreichte ihr seine Besuchskarte, auf die er »Monte Carlo, Grand Hôtel des Anglais« geschrieben. Sollte er das Geld nun jetzt geben? Er fand einen Ausweg, indem er sie bat, sie wiedersehen zu dürfen, er würde sich dann gestatten, ihr eine Summe, die er augenblicklich nicht bei sich trüge, zu Füßen zu legen.

Ihre ganze Trauer schien verflogen, sie dankte ihm von Herzen. Da überlegte er, daß sie ja ganz verlassen hier war,

und schlug ihr vor, mit ihm zu essen. Einen Augenblick sah sie zögernd auf das Meer hinaus, auf dem in der Ferne ein schwarzer Punkt vorüberzog, der am Himmel eine Rauchwolke hinter sich ließ, ein Dampfer, auf dem der treulose Mann vielleicht floh, dann nahm sie an.

Herr Brenner hatte sich noch nie so gefreut, einem Nebenmenschen helfen zu können. Im Hotel zog er den Frack an, und im Knopfloch das Band seines heimatlichen Ordens, erwartete er am Eingang des Café de Paris die arme kleine Frau.

Sie erschien auch bald, und es berührte ihn nicht unangenehm, daß sie ein reizendes Abendkleid trug. Als er ihr eine Artigkeit darüber sagte, meinte sie mit einem Seufzer:

»Ja, wir waren sehr schick, das ist davon geblieben.«

Herr Brenner bestellte ein Essen, wie es selbst hier die Hochachtung des Kellners fand, und natürlich gleich Pommery extra dry, denn sie hatte gesagt, sie könne verschiedene Weine durcheinander nicht vertragen.

Er fühlte sich wie in jungen Jahren, wo er die Blumen am Wege nicht hatte verblühen lassen. Die süße junge Frau goß den herben, schäumenden Trank hinab, als tränke sie Vergessen. Nur einmal wurden ihre schönen dunklen Augen feucht, als sie Herrn Brenners Hand nahm mit einem Blick, der ihn erschütterte:

»Wie soll ich Ihnen danken!«

Er trank auf ihr Wohl, dann auf die glückliche Heimkehr, und er fühlte so das Beglückende, das in werktätiger Liebe liegt, daß er in seinem Hochgefühl beinahe auch auf den verschwundenen Mann getrunken hätte, dessen verstümmelte Gebeine vielleicht jetzt die Brandung an die Felsen schleuderte.

Die Leute an den Nebentischen unterhielten sich, das merkte Herr Brenner sehr wohl, über das Paar. Aber er sah es nicht ungern, denn es schmeichelte ihm, man könnte diese schöne junge Dame für seine Frau halten, natürlich nur für seine Frau, war er doch ein vernünftiger Mann von Stellung und Verdienst.

Nach Tisch gingen sie ins Kasino hinüber, und er machte ihr ritterlich den Vorschlag, zum Scherz ein wenig zu setzen. Zuerst, wollte er ihr ein Fünffrankenstück geben, aber in solch reizender Hand das schmutzige Silber? Er schalt sich einen Filz und steckte ihr Goldfuchse zu. Dann hatte er seine Freude daran, wie sie bangte um den Gewinn und unglücklich war, wenn sie verlor. Eigentlich verlor sie einen ganzen Haufen, nur einmal war ihr das Glück hold und eine Anzahl Banknoten türmte sich vor ihr. Da sie nun Geld hatte, überließ er seinen Platz ein paar englischen Damen, die schon mehrmals den Versuch gemacht, sich vorzuschieben.

Doch bald verließ die kleine Frau den Spieltisch. Sie sagte mit bekümmertter Miene, alles wäre auf einen Schlag verloren gegangen. Als die Stunde nahte, wo die Spielsäle geschlossen wurden, gab er ihr das Reisegeld und einiges mehr, damit sie nicht Not litte.

Sie steckte es in die reizende kleine Tasche, worin es übrigens hohe Gesellschaft fand. Aber die durfte Herr Brenner nicht sehen. Als er sie an ihr Hotel brachte, drückte sie ihm ihre Bewunderung aus, wie gut er französisch spräche. Das schmeichelte ihm und er sagte:

»Deutsch verstünden Sie ja doch nicht!«

Sie meinte, sie könne auch Deutsch. Er blieb vor Erstaunen stehen. Aber es stellte sich heraus, daß sie einen Scherz gemacht, denn sie erklärte, nur ein einziges deutsches Wort

zu kennen, sie wisse auch nicht, was es bedeute, es klänge so komisch, daß sie sich voriges Jahr einmal angewöhnt, es fortwährend zu sagen. Er war gespannt. Sie hob sich auf die Zehen, schien sich furchtbar abzumühen, machte ein Gesicht, als müsse sie umkommen, und sagte mit reizender, fremd klingender Aussprache:

»Quasselfopp.«

Es hatte so komisch geklungen, daß er sich den Berliner Ausdruck wiederholen ließ. Mit niedrigem Getue, Zungenschwierigkeit, Augenschließen, geneigtem Kopf sagte sie wieder, auf die Zehen erhoben:

»Quasselfopp.«

Dann trennten sie sich.

Seufzend blieb er stehen auf der hellerleuchteten Straße, von deren weißem Kalkboden der Schein der elektrischen Lichter widerstrahlte, und suchte dann traurig sein einsames Zimmer auf.

In der Nacht träumte er, der Mann wäre wirklich tot, und zögernd gestand sie ihm, sie sei frei.

Am anderen Morgen erschien er auf dem Bahnhof, einen prachtvollen Strauß Orchideen in der Hand. Sie kam erst im letzten Augenblick. Er wollte ihr die Fahrkarte lösen bis Paris, doch sie bat ihn, auf dem Bahnsteig zu warten. Dann huschte sie an den Schalter und verlangte eine Rückfahrkarte erster Klasse Nizza. Schon kam der Zug. Während die Wagen noch liefen, öffneten sich einzelne Türen, und Herr Brenner erblickte an einem Fenster das lächelnde Gesicht seines Freundes Rittmeister außer Dienst König. Die kleine Frau reichte ihm wiederum die Hand. Er konnte ihr nur noch die Fingerspitzen küssen, dann setzte sich der Zug schon in Bewegung. Sie winkte und er grüßte tiefbewegt.

Rittmeister König schüttelte ihm die Hand, doch Herr Brenner starrte dem letzten Wagen nach, der eben an der Ecke im Felsentor verschwand. Auch der Rittmeister verfolgte den abfahrenden Zug. Er piffte vor sich hin, als wollte er sagen: ‚Schau! Schau!‘ und meinte, indem er seinen Freund auf die Schulter schlug:

»Nee, so was, die kennst du ooch?«

Herr Brenner war ganz verstimmt:

»Was denn, was denn? Wen denn, wen denn?«

Der Rittmeister lachte über das ganze Gesicht:

»Na: Quasselfopp!«